

# Europäische Expansion und überseeische Ethnien

## Eine Einleitung

Blickt man vom Ergebnis her auf den Prozeß der Europäisierung der Erde zurück, so ist der Befund, daß Europa reicher wurde, die Anderen ärmer, das zentralste und nicht strittige Wesensmerkmal.

Aber auch politisch und kulturell hat Europa offenbar ein übermächtiges Gewicht in der Weltgeschichte. Zentrale Impulse für Wohl und Übel der Völkergemeinschaft gehen von den Bewohnern Europas und Nordamerikas aus. Sucht man rückwärtsschreitend die Wurzeln dieses uns nur allzu deutlichen Tatbestands, so läßt sich eine Genese rekonstruieren, die, gleichsam einer inneren Logik folgend, Mosaikstein um Mosaikstein den Fortschritt dieses Prozesses offenzulegen scheint. Von Kolumbus' Landung auf Guanahaní (San Salvador) am 12. Oktober 1492 an, oder, wenn man in die frühesten Anfänge der Expansion zurückgehen will, von der portugiesischen Eroberung der marokkanischen Karawanserei Ceuta 1415 an, scheint die lineare Entwicklung zur imperialistischen Weltdominanz Europas im 19. und 20. Jahrhundert vorgezeichnet. Gerade im Umgang mit anderen Kulturen, auf die Europäer im Zuge ihrer Expansion zwangsläufig stießen, zu denen sie notwendigerweise in friedliche oder feindliche Beziehungen gerieten, scheint Europa, wie es wurde, im Anfang angelegt. Sprichwörtliche Goldgier, militärische und technische Überlegenheit, sowie rücksichtsloser Wagemut europäischer Eroberer bringen in nur vier Dekaden nach der Kolumbusfahrt die metropolitanen Kulturen Mittel- und Südamerikas unter europäische Herrschaft. Die Portugiesen setzen sich in nur drei Dekaden nach der Erschließung des Seewegs nach Indien durch Bartolomeu Dias 1488 und in nur zwei Dekaden nach der ersten Landung in Indien durch Vasco da Gama 1498 im Handels- und Wirtschaftsraum des Indischen Ozeans fest, gründen mit der Vernichtung der ägyptischen Flotte bei Diu 1509, der Eroberung von Goa 1510, der Eroberung Malakkas 1511 und der Eroberung von Ormuz 1515 ihren „Estado da India“. Dies ist der Auftakt für eine, wie es scheint, nicht mehr abreißende Folge europäischer Eroberung und

Durchdringung der Welt, in der nur die jeweils führende europäische Metropole wechselt – die Niederländer im 17. Jahrhundert, Engländer und Franzosen im 18. Jahrhundert und schließlich das weltdominierende angelsächsische Imperium im 19. Jahrhundert.

Nimmt man die russische Kontinentalexpansion hinzu, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß kaum eine Zivilisation auf der Erde außerhalb massiver europäischer Einflußnahme blieb – und dies nicht nur aus europäischer Sicht.

So haben Europäer und Nichteuropäer ein Bild von Europa gewonnen, das es als Gestalter unserer Welt zeichnet, damit aber auch als Hauptverantwortlichen für die drängendsten globalen Probleme. Aus der europäischen Geschichte scheint unsere Welt positiv und negativ ableitbar. Die Anderen erscheinen als die Passiven, die Erleidenden oder – wie es Eric R. Wolf provokativ in seinem viel beachteten Buchtitel formulierte – „Die Völker ohne Geschichte“.

Doch so treffend diese Reduktion des Prozesses der Expansion Wesentliches charakterisiert, in der Vielschichtigkeit des Geschehens war das Ergebnis nicht so klar angelegt, geschweige denn für die Handelnden abzusehen. Anders ausgedrückt: Das Bild von einem mächtigen, zentralen Europa, das genialisch und rücksichtslos ausgriff, um seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, ist – jedenfalls für die frühe Neuzeit – eine Überschätzung im Positiven wie im Negativen. Europa war bekanntlich kein reicher Kontinent auf der Suche nach Absatzmärkten, sondern ein Kulturkreis am Rande der Welt, von dem man außerhalb der islamischen Welt, die nicht unbeträchtlich an der Belieferung der armen Europäer mit verfeinerten und feinen Waren verdiente, wenig Notiz nahm. Dies war auch den Europäern bewußt. Selbst in spätmittelalterlichen kartographischen Abbildungen der Welt, wie etwa der Edition der ptolemäischen Geographie durch den deutschen Benediktinermönch Nicolaus Germanus, 1474, dem katalanischen Weltatlas aus der jüdischen Kartographenschule auf Mallorca um 1375, oder der Fra Mauro-Karte von 1459, wird die bewußte Randständigkeit Europas verzeichnet. Im Zentrum steht Asien, der Kontinent, der all die Kostbarkeiten barg, die der europäischen Mangelgesellschaft so spärlich und teuer über die Endpunkte des asiatischen und afrikanischen Handelsnetzes auf der Krim, in der Levante und in Alexandria zuflossen. Noch deutlicher schlägt sich dieses Weltbild in der spirituellen Deutung der Erde nieder. Auf den T-Karten des Mittelalters, die geostet waren, jedoch nicht Geographie, sondern christlich-europäische Welt- und Heilsdeutung wiedergeben wollten, nimmt Asien  $\frac{2}{3}$  der dargestellten

Welt ein, mit Jerusalem als Zentrum, gewissermaßen als Haupt Christi am Kreuz.

Natürlich hatte Europa ein Selbstbewußtsein, das dieses vergleichsweise reale geographische Weltbild ausbalancierte. Die christlich-abendländische Kultur stiftete nicht nur europäische Identität, sondern seit den Kreuzzügen auch ein aggressives Sendungsbewußtsein gegenüber anderen Kulturen. Die Bekehrung – im Verständnis der meisten Bekehrer die Inkulturierung – außereuropäischer Kulturen auch mit Gewalt war nicht nur akzeptierte Option, sondern Teil der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ethik. Dieser Anspruch ist allerdings kaum europaspezifisch zu nennen und blieb im Zuge der Expansion aus verschiedenen Argumentationsmotiven heraus auch nicht unwidersprochen. Dennoch brachen die Europäer zu ihren Entdeckungsfahrten und Eroberungszügen zweifelsohne mit dem auf, was Eberhard Schmitt einmal „Heilsbringermentalität“ nannte.

Freilich wollten die Europäer viel mehr holen als bringen; Gold nämlich und Spezereien, die teuer über viele asiatische und orientalische Händler bezogen werden mußten, und feine Tuche mit dauerhaften, leuchtenden Farben nach einer in Europa noch unbekannten Technik bedruckt, bemalt oder gefärbt. Wie schon Vasco da Gama während seines ersten Indienaufenthaltes feststellen mußte, hatte Europa nicht viel im Tausch anzubieten. Silber vor allem, das überwiegend in den Gebirgen und Mittelgebirgen gefördert wurde, Metalle und Halbedelmetalle sowie technische Apparate und feinmechanische Geräte, die eine Nürnberger Spezialität waren, deshalb international bald die Handelsbezeichnung „Nürnbergereien“ führten. Anderswo galten sie jedoch eher als Kuriosa. Sehr begehrt waren auch europäische Waffen, aber aus naheliegenden Gründen gab Europa seine überlegene Waffentechnologie nur sehr zögerlich preis.

Es kann daher nicht verwundern, wenn die Abenteurer, die mit schlichtem Kalkül der europäischen Welt den Zugang zu den in Europa raren, anderswo alltäglichen Kostbarkeiten verschaffen wollten, sowohl nach Gold und Silber suchten, als auch nach kostbaren Spezereien, Farben, Tuchen und kunstgewerblichen Erzeugnissen. Es kann auch nicht verwundern, daß sie ihre einzige Überlegenheit ausspielten, ihre Kriegs- und Waffenkunst. Der Zwang dazu war nicht allein im persönlichen Bereicherungs- und Gewinnstreben angelegt, sondern ergab sich auch aus der Erwartungshaltung der Investoren in die teuren und risikoreichen Überseeunternehmen. Die Suche nach Edelmetallen war die schlichte Motivation für die Eroberung



rung des Reiches der Azteken (1519–1521) und der Inka (1531–1534), in deren Folge man schließlich 1545 im peruanischen Hochland einen 4700 m hohen Silberberg entdeckte. Der Cerro Rico, an dessen Fuß die größte Bergbaustadt der frühen Neuzeit entstand – das um 1600 bereits von 120 000 Menschen bewohnte Potosí –, deckte für eineinhalb Jahrhunderte den Großteil des europäischen Edelmetallbedarfs.

In Asien suchten die Portugiesen die Gewürzinseln und das sagenhafte Cipangu, das verklärte, weil nie gesehene „Goldland“ Japan aus dem „Buch der Wunder“ Marco Polos. Oder zumindest doch einen der Gewürzhandelsplätze in Indien, wo man wesentlich billiger einkaufen konnte als auf den Märkten an den Mittelmeer- und Schwarzmeerküsten. Die Portugiesen fuhren nicht als Eroberer nach Asien, sondern als bewaffnete Händler. Doch als man kaum etwas von den mitgebrachten europäischen Waren vorteilhaft tauschen konnte, Spott erntete und Kränkung, als die schneidende arabische Konkurrenz ihre bessere Lobby im bedeutenden Markttort Kalikut gegen die Portugiesen kehren konnte, setzte schon da Gama seine wirkliche, konkurrenzlose Stärke ein, seine Schiffskanonen. In der Folge erzwangen die Portugiesen durch einen regelrechten Seeterror – ganz wirkungsvoll mit allen nur erdenklichen Greuelthaten häufig gegen unbewaffnete Mekka-Pilger eingesetzt – ihre Teilhabe am asiatischen Handel. Ein Paßsystem, das an strategisch günstigen Punkten, etwa in der zu dieser Zeit einzig befahrenen Meeresstraße zwischen dem malaiisch-chinesischen und dem indischen Handelsraum, in der Straße von Malakka, oder am Eingang zum Persischen Golf, in Ormuz, überwacht werden konnte, machte einige zentrale Bereiche des asiatischen Handels für portugiesische Interessen nutzbar.

Die ziemlich genau ein Jahrhundert nach den Portugiesen in den asiatischen Raum eindringenden Niederländer waren nicht zimperlicher, wenn es darum ging, ihre Interessen durchzusetzen. Nachdem sie in den von den Portugiesen, die zwischen 1580 und 1640 in Personalunion vom spanischen König regiert wurden, nur unzureichend geschützten malaiischen Archipel eingedrungen waren, setzten sie ab 1619 rücksichtslos ihren Monopolanspruch auf Muskat und Nelken durch. Die Bandainseln wurden durch Deportation und Genozid entvölkert und von europäischen Muskatpflanzern und ihren Sklaven neu erschlossen. Der Nelkenanbau auf Amboina wurde durch die Polizeitruppe der Hongitochtenflotte überwacht. Bei preisdrückender Überproduktion wurde den Erzeugern die Ernte, wenn nötig auch die Pflanzkultur, verbrannt.

Nicht nur in der spanischen Eroberung Mittel- und Südamerikas, sondern auch bei anderen europäischen Kolonialmächten und in anderen Regionen spielte der Typ des wagemutigen, rücksichtslosen und grausamen Konquistadors eine prominente Rolle. Einige sind weniger bekannt geworden, andere, wie Afonso de Albuquerque, der Begründer des portugiesischen Estado da India, oder Jan Pietersz. Coen, der Eroberer von Jakatra und Begründer von niederländisch Indien, standen einem Hernán Cortés und einem Francisco Pizarro in nichts nach. Selbst die französischen, englischen, niederländischen, dänischen und schwedischen Siedlungs- und Handelskolonien, die seit Anfang des 17. Jahrhunderts in Nordamerika entstanden, kannten solche Militärs, wenn diese auch durch ihre eher bescheidenen Aktionen im nahen Umfeld der Kolonialsiedlungen oder in fernen, schwer zugänglichen Wäldern kaum zu vergleichbarem Ruhm gelangten.

Doch waren Indios, Indianer, Schwarzafrikaner, Orientalen und Asiaten keineswegs Statisten. In weiten Teilen der Welt wurden die aus europäischer Sicht so gewaltigen Eroberungen zum Teil für weitere zwei Jahrhunderte kaum zur Kenntnis genommen.

Schon bei der Kontaktaufnahme mit dem ersten, Europa weitgehend fremden Kulturkreis Schwarzafrikas mußten zunächst die Portugiesen, später Niederländer, Franzosen, Engländer, Dänen und Schweden, für kurze Zeit auch Brandenburger und Kurländer ihre eng gesteckten Grenzen als fremde Küstenhändler und als kleinere Territorialmächte kennenlernen. Nach anfänglichen Raubfahrten, auf denen vor allem Sklaven erbeutet wurden – bei den Portugiesen in der Tradition des Einbringens maurischer Kriegsgefangener als Sklaven –, orientierten sich alle europäischen Handelsmächte am geregelten Handelssystem, das die Portugiesen entwickelten. Die Portugiesen mußten schnell feststellen, daß sie ihr ursprüngliches Interesse an Afrika, die Teilhabe am Goldhandel, nur verfolgen konnten, wenn sie ihre Geschäfte auf vertrauensvolle Basis stellten. Für eine Eroberung der reichen afrikanischen Staaten, die Gold, Elfenbein, Malaguetta-Pfeffer, Indigo, Sklaven und feine Hölzer lieferten, waren die Europäer vor dem 19. Jahrhundert zu schwach, die Afrikaner zu stark, zumal schon einige atmosphärische Störungen in den Handelsbeziehungen die Warenströme umleiten konnten. Der Kulturkreis Afrikas war zu komplex und zu stabil für eine erfolgsversprechende Konquista. Die Sklaverei brachten keineswegs die Europäer nach Afrika. Zumindest in den bedeutenderen Küstengebieten war sie eine fest etablierte Institution. Allerdings lernten Europäer Sklaverei auch nicht erst durch Afrikaner oder Orientalen kennen. Das gesamte europäische Mittelalter

kannte sie. Jedoch brachte die Neuzeit und insbesondere die europäische Expansion eine neue Qualität und Quantität der Sklaverei hervor, die man beinahe „industrielle Sklaverei“ nennen möchte. Aus einer Rechtsinstitution, die übrigens auch in Mittel- und Südamerika, aber auch in Nordamerika und natürlich im Orient und in Asien anzutreffen war, wurde – jedenfalls dort, wo sie ihr grausigstes Antlitz zeigte – eine Produktionsweise, die Menschen als Investitionskapital mit kurzfristiger Abschreibung einsetzte, die (Zucker-)Plantagenwirtschaft. Doch ein guter Teil der in Afrika angekauften Sklaven war schon als Sklave geboren, war aufgrund von juristischen Sanktionen gegen Übertretungen der Rechtsordnung oder wegen Schulden bereits in Afrika in die Sklaverei geraten. Zunehmend suchten europäische Abnehmer ab dem späten 17. Jahrhundert für ihre Spezialplantagen – etwa Indigotereien, oder Reisplantagen – Fachleute, die schon im Sklavenstatus in Afrika Indigo oder Reis produziert hatten. Diese Sklaven stellten kaum ersetzbares, langfristig investiertes Kapital dar, und mußten wenigstens nicht mit ihrer Vernichtung durch Arbeit rechnen.

Die Modalitäten des Handels mit afrikanischen Sklaven in Afrika bestimmten jedoch nicht die Europäer. Wenn es auch eine dünne portugiesischstämmige Händlerschicht gab, die den Sklavenhandel vermittelte, das Handelsrecht war afrikanisch und mußte, insbesondere nachdem im 17. Jahrhundert Niederländer, Franzosen und Engländer im wachsenden Sklavenhandel scharf konkurrierten, peinlich beachtet werden. Die afrikanischen Sklavenhändler verdienten sehr gut, und dem englischen Unterhaus mochte 1806 die Abschaffung des Sklavenhandels zum 1. März 1808 auch deshalb erleichtert worden sein, weil die Sklaven in Afrika bar bezahlt werden mußten, in der Karibik jedoch auf Kredit weiterverkauft wurden, das Geschäft für die englische Volkswirtschaft daher nicht gerade risikolos war. Das Afrikageschäft war im Ersten Kolonialzeitalter kein von Europa kontrollierter Markt, zumal Schwarzafrika weiterhin auch an den arabischen Handelsraum angebunden blieb. Kulturell, ethisch und sozial waren die Auswirkungen des Sklavenhandels für den schwarzafrikanischen Kulturkreis ein Desaster und bereiteten ihn sicherlich für die vollständige Kolonisierung durch Europa im 19. und 20. Jahrhundert vor. Doch wäre es in jeder Hinsicht eine Fehleinschätzung, hielte man diesen Prozeß für alleine von Europa oktroyiert.

„Das Buch, das Las Casas hinterlassen hat, ist ein Skandal“, schrieb Hans Magnus Enzensberger im Kommentar zu seiner Edition der Übersetzung des „Kurzgefaßten Bericht[s] von der Verwüstung der West-

indischen Länder“ von D. W. Andreä, der 1790 in Berlin erschienen war. Er weiß die Moral auf seiner Seite, wenn er den weiten Bogen von den abscheulichen Kriegsgreueln der spanischen Konquista Amerikas zu den nicht weniger abscheulichen des Vietnamkriegs – Enzensberger schrieb den Kommentar 1966 – spannte. Und Enzensberger spielt mit der ursprünglichen und gewordenen Bedeutung des Wortes. Doch genau in dieser Vielschichtigkeit müßte man ergänzen: Die Konquista war ein zweifacher Skandal. Einerseits zog die von der spanischen Krone sorgfältig dirigierte und überwachte Konquista gerade jene adelige Unterschicht an, für die Ehre bloßes soziales Ansehen war, das nur durch die „Ochsentour“, den beständigen erfolgreichen Dienst bei Hochadel und Krone, durch Eintritt in den geistlichen (katholischen) Stand ohne legitime leibliche Erben oder durch einen erfolgreichen Eroberungszug mit reicher Beute oder gar einer erkämpften Grundherrschaft im Kriegsdienst zu vergrößern war. Die soziale Sicherheit dieses Niederadels war höchst prekär, sein Selbstverständnis hing jedoch ganz einem am Hochadel orientierten Ritterideal nach. In diesem Feudalverständnis hoben sie ihre Truppen selbst aus – es war eine Berufssoldateska, die ihre unbegrenzten und unbegrenzbaren Träume vom märchenhaften Aufstieg in den Kampf trug. Durchtrieben und glänzend, hinterhältig, arglistig und brutal verfolgte sie ihr Ziel. Andererseits stieß sie auf zum Teil hochverfeinerte, unermesslich reiche Kulturen, deren Äußerungsformen sie noch mehr als erwartet Märchenhafte glauben ließ – Kulturen, die sich ihrer nicht zu erwehren vermochten. Keiner der großen Konquistadorenzüge wäre ohne die indianischen Verbündeten der Europäer, die nicht minder hart fochten, denkbar. Die Konquistadoren kannten sich relativ gut aus in den politischen Zuständen der Reiche, die sie erobern wollten, denn sie waren schon Kolonialspanier, die von La Española (Haiti) oder von Cuba aus sehr sorgfältig ihre Unternehmungen planten, Informationen sammelten, Dolmetscher und indianische Verbindungsagenten anheuerten oder „umpolten“ und mit jener strategisch und taktisch exakten Methodik, die für Berufsmilitärs charakteristisch ist, ihr Unternehmen angingen. Und die politischen Zustände in den indianischen Metropolen in Mexiko, Perú, Guatemala und Kolumbien waren günstig für die Konquista. Einerseits zerstoben diese lockeren Herrschafts- und Bündnissysteme in dem Augenblick, in dem sich bedrückten Vasallen und benachteiligten Bundesgenossen durch das Auftreten der neuen Militärmacht – den viel besser, mit Harnisch, Schwert, Lanze, Armbrust, Pferd und Kampfhund ausgerüsteten Spaniern – die Chance bot, die Herrschaftsverhältnisse zu ändern. Andererseits begünstigten



religiöse Vorstellungen und die Sozialstruktur der metropolitenen indianischen Kulturen die Machtübernahme der Konquistadoren in intakten Staatsgebilden. An harte Unterdrückung und Zwangsarbeit für die Herren im Staat waren die indianischen Unterschichten gewöhnt. Als das wahre Ausmaß der europäischen Herrschaft sichtbar wurde, war diese zu sicher und fest etabliert, um sie abzuschütteln. Interessant ist sicherlich, daß dort, wo indianische Bündnissysteme und Gesellschaften entschlossen Widerstand leisteten, die europäische Durchdringung in der frühen Neuzeit sehr langsam vorankam, so etwa zwischen Darién und Guayana und im Amazonasgebiet. Zum Teil verfügten hier die indianischen Kämpfer aber auch über Giftgeschosse, die geeignet waren, die europäische Waffenüberlegenheit auszugleichen.

Aus den Erkenntnissen der jüngeren Forschung wissen wir, daß das rechtliche und völkerrechtliche Vorgehen der Konquistadoren in Mittel- und Südamerika nichts unerhört Neues war, sondern in ähnlichen Formen ablief, wie sie in der spanischen Reconquista angewandt worden waren. Die besondere „amerikanische“ Brutalität der siegreichen Soldateska entsprang sicherlich viel mehr der größeren Schwierigkeit einer nachhaltigen Überwachung und Überprüfung ihrer Handlungen über den Atlantik hinweg. Natürlich ist ihr Vorgehen keine „leyenda negra“, keine schwarze Legende, sondern Wirklichkeit gewesen, was schon allein durch die scharfen Auseinandersetzungen zwischen Kirche, Krone und Konquistadoren insbesondere ca. 1540–1550 belegt wird. Weder Kirche noch Krone konnten die dramatischen Bevölkerungsverluste hinnehmen, die direkt oder indirekt auf das Konto der entfesselten Soldateska in ihrem Siegesrausch und ihrem Streit um die Beute gingen.

Wie sehr der Erfolg der Konquistadoren von der Kooperation indianischer Völker und der für eine Eroberung günstigen Sozialstruktur bei den Eroberten abhing, läßt sich an den – bis auf die Gründung von St. Augustine in Florida 1565 durch die Spanier – erfolglosen Eroberungsversuchen in Nordamerika im 16. Jahrhundert ermessen. Vorderrhand fehlten in Nordamerika die angesammelten Goldschätze und die erschlossenen Edelmetallvorkommen, jedoch glaubten noch die Kolonisten des 17. Jahrhunderts stets daran, Edelmetalle zu finden. Außerdem gab es andere Reichtümer und Chancen auf dem Nordkontinent. Je nach Interessenperspektive war die nordamerikanische Küste die offene Flanke oder der strategische Zugang zur Karibik – und vor allem zur Florida-Straße, dem Rückweg der spanischen Amerika-Flotte. Vor der Neufundland- und der Neu-England-Küste lagen die reichsten



Fischfanggründe, die Europa in der frühen Neuzeit nutzen konnte. Nordamerika warf unermessliche Mengen von Pelz und Leder ab, dazu feinstes Schiffbauholz, wilde Seide und andere natürlich vorkommende Rohstoffe und Drogen. Aber es gab keine metropolitanen Zentren, deren Eroberung den Europäern ein intaktes, weitverzweigtes Herrschaftsnetz in die Hände gegeben hätte. Nirgendwo bot sich ein Ansatz für eine schnelle und nachhaltige Festsetzung. Im Gegenteil, man traf auf eine – hätte man es begreifen können – im wirklichen Wortsinn wunderbare, weil unvergleichbare Welt. Auf relativ niedrigem technischen Niveau und mit einer für Europäer unglaublich schwer durchschaubaren Sozialstruktur waren sich die vielen verschiedenen indianischen Kulturen in Nordamerika noch in einem Dritten gleich: Sie erwiesen sich als wehrhaft.

Nach anfänglicher abwartender Neugier gegenüber den fremden Ankömmlingen unterbanden sie deren Fouragieren und ihre territoriale Ausbreitung, so daß die frühen europäischen Kolonisationsversuche meist an Nahrungsmittelknappheit und erfolgreichen kriegerischen Unternehmen der Indianer scheiterten. Bisweilen verschwanden die frühen europäischen Stützpunkte spurlos, wie etwa Raleigh's Roanoke 1585–1590. Erst am Anfang des 17. Jahrhunderts konnten sich Europäer unter unsäglichen Schwierigkeiten am Ende jedoch erfolgreich festsetzen. Einerseits lag dies sicherlich an der inzwischen leichter zu bewältigenden Atlantiküberquerung durch Versorgungsschiffe und am höheren Kapitaleinsatz der europäischen Kolonialunternehmer, andererseits jedoch auch an den sich grundlegend ändernden Existenzbedingungen der nordamerikanischen Indianer. Soweit wir dies rekonstruieren können, traf die Indianer an der Ostküste um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert eine verheerende Seuchenwelle, die zwei Dekaden lang so grassierte, daß volkreiche Stämme auf wenige Personen zusammenschmolzen. Eingeschleppt wurden die Krankheitserreger hauptsächlich von europäischen Fischern, die in immer größerer Zahl die fischreichen amerikanischen Gewässer anliefen und im Laufe des 16. Jahrhunderts dazu übergingen, an der amerikanischen Küste zu überwintern oder doch wenigstens ihren Fang an Land zu konservieren, um seine Qualität zu erhalten. Zwischen Fischern und Indianern entspann sich zunächst ein sporadischer Handel, der jedoch für beide Seiten lukrativ war. Der Vorteil, der den Indianerstämmen erwuchs, war so groß, daß sie ihren Nachbarn technisch überlegen wurden. Europäische Handelswaren gelangten in das amerikanische Handelsnetz, und die Überlegenheit vor allem der Werkzeuge und Waffen weckte eine breite Nachfrage.

Um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstanden weit verstreute Handelsstützpunkte, über die auch Informationen über fruchtbares, durch die Bevölkerungsverluste der Indianer brachgefallenes Ackerland nach Europa drangen. Als die ersten dauerhaften europäischen Kolonien entstanden, geschah dies in engem Zusammenwirken mit benachbarten Indianern, die sich Vorteile von der Präsenz der Europäer versprachen und zumindest bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auch zum Teil errangen. Während dieses Zeitraums waren die indianisch-europäischen Beziehungen überwiegend ein komplexes Interessengeflecht mit wechselnden Bündnissen und gegenseitiger wirtschaftlicher Abhängigkeit. Schwere blutige Zusammenstöße, die Europäer auf der einen, Indianer auf der anderen Seite sahen, gingen, wie etwa im "James Town Massacre", 1622, oder "King Philipp's War", 1675/76, auf Versuche der Kolonien zurück, ihre Jurisdiktion auf benachbarte Indianer auszudehnen. Es waren Kämpfe um die Dominanz in Regionen, in denen Europäer die anfängliche zahlenmäßige Überlegenheit ihrer indianischen Nachbarn ausgeglichen hatten. Im weiten, nur auf indianischen Wegen und mit indianischen Verkehrsmitteln – insbesondere dem von den indianischen Händlern entlang der großen Flüsse gebauten und benutzten Kanu – zugänglichen Hinterland der Kolonien konnten Europäer nur begrenzten Einfluß ausüben und mußten sich meist den indianischen Kulturen anpassen. Innerhalb weniger Jahrzehnte reagierten diese Kulturen auf die sich bietenden Chancen, mit Hilfe der europäischen Präsenz ihren materiellen Wohlstand zu verbessern. Einzelne indianische Bündnisse wurden in ihrem Kampf um die beherrschende Stellung im Pelzhandel zur Legende, wie etwa die Huronen und die Irokesen. Noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts glaubten nordamerikanische und europäische Historiker ein „irokesisches Reich“, nach europäischen, machtpolitischen Strukturen geordnet, identifizieren zu können. Aufgrund der jüngsten ethnohistorischen Forschung erwies sich dies als Trugschluß. Dennoch versuchten die Irokesen, erfolglos zwar, die Dominanz im Pelzhandel zu erringen, wie vor ihnen die Huronen, deren beherrschende Stellung im Pelzhandel sie in einem unter Indianern völlig neuen Winterfeldzug 1648/49 zerstörten. Natürlich waren in den indianischen Biberkriegen auch europäische Interessen involviert. Es wäre jedoch eine Überinterpretation, wenn man an eine europäische „Steuerung“ dieser Auseinandersetzungen glauben würde, zumal wir heute ziemlich sicher wissen, daß der Kampf um die Dominanz über den St. Lorenz-Wasserweg schon im 16. Jahrhundert im Gange war.

Bis zum Ausbau des französischen und danach des englischen Stütz-

punktsystems im St. Lorenz-, Ohio- und Mississippi-Gebiet in der Mitte des 18. Jahrhunderts bestimmten die Indianer zum überwiegenden Teil die Modalitäten des Indianerhandels und sogar der Diplomatie außerhalb der Siedlungsgrenzen der Kolonien. Vor der amerikanischen Revolution war selbst europäisches Militär jenseits der von den Kolonien erschlossenen Gebiete auf indianische Kooperation angewiesen.

Viel schwerer noch als in Nordamerika faßten die Europäer in Asien Fuß. In der frühen Neuzeit blieben sie in Asien in jeder Hinsicht eine Randerscheinung. Portugiesen und Spanier im 16., Engländer, Franzosen und Dänen im 17. Jahrhundert sicherten sich zwar eine Teilhabe am lukrativen asiatischen Markt, errangen im Fall der niederländischen Ostindienkompanie, der VOC, sogar das Welthandelsmonopol auf Muskat, Nelken, später auch auf ceylonesischen Zimt, kontrollierten aber stets – alle zusammen – nur einen geringen Anteil des gesamtasiatischen Warenaustauschs. Bis auf wenige, von See her beherrschbare Inseln und Handelsplätze, die schon in voreuropäischer Zeit fremde Schutzmächte kannten, wie etwa die chinesische im 15. Jahrhundert, standen die europäischen Faktoreien auf Boden mit fremder Oberhoheit oder waren gar regelrechte Lehen asiatischer Feudalherren.

Als die Niederländer, kapitalkräftiger und zielsicherer als die gleichzeitig vorstoßenden Engländer, in das weitmaschige und während der Personalunion mit Spanien, 1580–1640, brüchige Netz des portugiesischen „Estado da India“ in der letzten Dekade des 16. Jahrhunderts eindringen, waren weder sie noch ihre englischen Konkurrenten eine beherrschende, neuaufsteigende Großmacht in Asien. Zur Zeit, als sich die „rothaarigen Barbaren“, wie die Niederländer weithin in Asien – ganz besonders in China – genannt wurden, auf dem malaiischen Archipel, an Handelsplätzen an der Malabar-, der Koromandelküste, in Bengalen, auf Formosa und in Japan festsetzten, expandierten nacheinander zwei asiatische Großmächte: Das auf den Tschingisiden Babur (1494–1530) zurückgehende Moghulreich in Nordindien und die nordasiatische Macht der vereinigten Tungusen, die Mandschu. Das Moghulreich begann sich unter Akbar (1556–1605) bis an den Dekhan auszudehnen und beherrschte unter Aurangzeb (1658–1707) praktisch den gesamten Subkontinent. Unter den Mandschu, die in der dritten und vierten Dekade des 17. Jahrhunderts in die Bürgerkriege der zerfallenden Ming-Herrschaft eingriffen und 1644 die Macht im Reich der Mitte an sich rissen, erlangte China seine größte territoriale Ausdehnung.

In beiden Machtsphären waren Europäer nur geduldete Ausländer und mußten sich durch kostspielige Gesandtschaften Handels- und begrenztes Bleiberecht erbitten. Insbesondere in China, aber auch im Moghulreich blieben europäische Kaufleute auf die enge Zusammenarbeit mit einheimischen Händlern angewiesen. Gerade in Indien bildeten sich hinter dem Rücken der europäischen Monopolgesellschaften und der portugiesischen Krone Geschäftskonsortien, in denen Europäer verschiedener Nationalität, Mohammedaner und Hindu erfolgreich zusammenarbeiteten. Die isolationistische Handelspolitik der Mandschu zwang die europäischen Kaufleute in China unter einen strikten Handelskodex und sicherte chinesischen Handelskonsortien, den Ko Hong, ein sicheres Monopol und Monopson. Außer den Portugiesen in Macao erlaubte die Mandschu-Verwaltung keiner europäischen Handelsmacht, einen festen Stützpunkt oder eine permanente Faktorei einzurichten. Neben Macao blieb der legale Chinahandel auf Kanton beschränkt. Die Europäer, die in China Geschäfte machen wollten, mußten in Kanton für die zeitlich begrenzte Handelssaison ein Haus mieten und selbst den Transport zwischen Markttort, der über keinen Hochseehafen verfügte, und dem Ankerplatz der Schiffe über chinesische Firmen abwickeln. Noch stärker als China isolierte sich Japan gegen unkontrollierten europäischen Einfluß. Über zwei Jahrhunderte lang gab es in Japan nur einen für Europäer offenen Außenhandelshafen – Nagasaki. Ab 1639 hatten nur die Niederländer Aufenthaltserlaubnis, und sie waren auf einer streng bewachten, künstlichen Insel interniert.

Außer Engländern und Franzosen in Indien gelang es keiner europäischen Handelsmacht in der frühen Neuzeit, in die Binnenmärkte Asiens einzudringen. Selbst im innerasiatischen Seehandel dominierten nach Gesamttonnage asiatische Spediteure und Händler. Selbst die Monopolprodukte der Niederländer verschwanden nicht vom asiatischen Markt, da die VOC aus den Gewinnen im innerasiatischen Handel teilweise oder ganz ihre immensen Unterhaltskosten von Faktoreien und Personal decken mußte.

Regelrechte Siedlungskolonien wie in Amerika entstanden in Asien auch nicht in den direkten Einflußsphären der Europäer vor dem Ende des Ersten Kolonialzeitalters. Im Gegenteil, die stete Zuwanderung europäischen Personals – im Falle der VOC vorwiegend Deutsche und Polen – hielt sich knapp die Waage mit der horrenden Sterberate und der Rückwanderung von Bediensteten, die ihr bescheidenes Glück oder unermeßlichen Reichtum erworben hatten und am Ende ihrer Dienstzeit nach Europa zurückkehrten oder in der niederländischen



Kapkolonie ohne europäische Standesgrenzen als „gemachte Leute“ blieben.

Territorial ausgedehnte europäische Kolonialherrschaft breitete sich in Asien erst langsam im 18. Jahrhundert aus, als Europäer, wie die Niederländer auf Java, die Engländer in Indien, in die Nachfolgeausinandersetzungen zerbrechender Reiche involviert wurden. Neben wirtschaftlichen und machtpolitischen Ursachen, die von Europa ausgingen, war gerade das Engagement in diese Entwicklung ein Grund für den Niedergang der großen Monopolhandelsgesellschaften, der auch das Ende des alten Kolonialsystems in Asien markierte. Gerade die territoriale Ausbreitung der englischen Ostindienkompanie, der EIC in Indien, die von England aus kaum kontrollierbar war, weist in ein neues Kolonialzeitalter, das in vielen Bereichen aus den Strukturen des alten herauswuchs. Aber nach der Kolonialmüdigkeit, die Europa in der Zeit der großen Revolutionen und der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien erfaßte, war es ein anderes, ein selbstbewußtes und in jeder Hinsicht überlegenes Europa, das in einem Neuansatz expandierte.

Das europäische Fußfassen auf allen Kontinenten kostete in vier Jahrhunderten große Opfer. Bekannt ist der hohe Blutzoll der Konquista und der Sklaverei. Bekannt sind auch die mittelbaren Auswirkungen der europäischen Expansion auf Amerika, die hohen Bevölkerungsverluste durch eingeschleppte Epidemien. Jedoch fielen auch unzählige Europäer den Kolonialunternehmungen zum Opfer. Die meisten Europäer, die in der frühen Neuzeit über den Atlantik fuhren, waren dienstverpflichtet. Ihr Verpflichtungsvertrag – und damit ihre Arbeitskraft – war veräußerlich. In den englischen und französischen Plantagen stellten „engagés“ und „indentured servants“ zunächst sogar den größeren Teil der Arbeitskräfte, bevor sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach und nach durch Sklaven ersetzt wurden. Für die Siedlungskolonien waren sie in allen Bereichen der kolonialen Wirtschaft unverzichtbar. Außer auf den Zuckerplantagen erwartete Sklaven im allgemeinen eine bessere Behandlung als die Dienstverpflichteten, denn Sklaven waren eine bessere Investition. Da den Dienstverpflichteten am Ende ihrer Dienstzeit eine Entschädigung zustand, war es für ihre Arbeitgeber einträglicher, wenn sie das Ende ihrer Dienstzeit nicht erlebten. Weniger bekannt sind auch die unsäglichen Bedingungen auf den Ostindienfahrern. Nicht selten bestand die Mannschaft auf den Retourflotten zum Teil aus Asiaten, weil nicht genügend europäische Seeleute die Strapazen der Hinfahrt und der Ankerzeit im tropischen Klima überlebten. Zu den Anstrengungen des Dienstes

kamen noch drakonische Disziplinierungsmaßnahmen, die häufig Verstümmelung oder Tod zur Folge hatten.

Unbestreitbar verübten Europäer alle nur erdenklichen Greuelthaten an fremden Ethnien und begründeten sie schon zeitgenössisch damit, daß es sich um Heiden handle, die umgekehrt – und das traf überwiegend wirklich zu – in ebensolcher Weise mit Christen verfahren, wenn sie dazu in die Lage kamen. Bei genauem Hinsehen gewinnt man jedoch den Eindruck, daß Europäer gegen Europäer nicht viel zimmerlicher verfahren, wenn es wirtschaftlich einträglich und politisch und rechtlich durchsetzbar war. Die Brutalität, die weithin mit der europäischen Expansion einherging, scheint sich nicht allein aus ethnozentrischen Motiven genährt zu haben, sondern in gleichem Maße aus einem naiven Nützlichkeitsdenken.

Aus ihrem Selbstverständnis heraus bildeten die christlichen Kirchen ein gewisses Regulativ zu dieser Eroberermentalität. Insbesondere in der Mission waren sie die Träger christlich-abendländischer Heilsverkündung. Aber: Sie waren ebenso auch eingebunden in das komplexe Interessengeflecht europäischer Kolonial- und Überseehandelspolitik. Dort, wo es ihnen gelang, ihre Belange mit politischen und wirtschaftlichen Interessen in Europa in Einklang zu bringen, konnten sie missionarisch wirken – bisweilen sogar Exzessen Einhalt gebieten. So etwa in Spanisch-Amerika, wo sich die Dominikaner und später die Jesuiten geschickt hinter Kroninteressen stellten und Front machten gegen den Genozid der Konquistadorenabkömmlinge an den Indios. Mit der Erwirkung der päpstlichen Bulle „Sublimis Deus“ von 1537 etablierten sie wenigstens geistig und geistlich die Bewohner der Neuen Welt als „richtige Menschen“ und traten damit der Rechtfertigungsstrategie der Grundherren in Amerika entgegen, die ihre brutale Unterdrückung mit dem Hinweis, die Indianer seien halbe Tiere, bagatellisierten. Durch ihre Vermittlertätigkeit im nordamerikanischen Pelzhandel – übrigens ebenso sehr von den Indianern in diese Rolle gedrängt – gelang es den Jesuiten wenigstens innerhalb Französisch-Kanadas die europäisch-indianischen Beziehungen überwiegend friedlich zu gestalten.

Dort jedoch, wo die Mission das Geschäft störte und keine politische Unterstützung fand, mußte sie anderen Interessen weichen. So etwa in Mbanza Congo in Nordangola, das zwischen 1506 und 1543 unter Nzinga Mbemba, oder Dom Afonso, ein christliches Königreich war und sich um die Einrichtung eines Bistums bemühte. Von einem Bistum in einem christianisierten und europäisierten Mbanza

Congo befürchtete man jedoch offensichtlich Störungen des Sklavenhandels und richtete das Bistum in São Tomé, im Einflußbereich der Sklavenhändler, ein. Noch rigoroser ging die niederländische Ostindienkompanie in ihrem asiatischen Machtbereich vor. Sie ließ überhaupt keine Mission zu, um Verstimmungen bei nicht-christlichen Handelspartnern zu vermeiden.

Nicht nur die ideologische Überzeugung Europas, die beste aller denkbaren Kulturen der Welt vermitteln zu müssen, sondern auch persönliche Beweggründe der Missionare, wie etwa Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie aufgrund von Missionsleistung oder geistige Erhöhung durch ein Martyrium, führten zu gewaltigen Missionsanstrengungen, vor allem in den katholischen Orden. Und sie führten zur größten Ernüchterung des geistigen Europa in der frühen Neuzeit. Gemessen an ihren eigenen Standards gelang den Missionaren überwiegend nur die dauerhafte Bekehrung von Randgruppen in den überseeischen Kulturen. Selbst die „Wilden“ Nordamerikas, wie sie die Missionare sahen, schätzten ihre eigene Kultur so hoch, daß nicht wenige Konvertiten nach einer gewissen Zeit wieder zu ihrer ursprünglichen Kultur zurückkehrten. In Spanisch-Amerika, wo der Christianisierung mit machtpolitischen Instrumenten Nachdruck verliehen werden konnte, entstanden synkretische Formen des Christentums, die Essentialia der indianischen Kultur in christliche Symbole gekleidet weitertradierten.

Das Hauptproblem der Mission war die enge Verknüpfung des Christentums mit der europäischen Kulturtradition als Ganzem. Selbst dort, wo theologische Prinzipien des Christentums Interesse weckten, schreckte oft die wenig geschätzte europäische Lebensart, die mit dem Christentum verbunden sein sollte. Der Versuch der Jesuiten, das Christentum insbesondere in die asiatischen Hochkulturen zu inkulturieren, indem Begrifflichkeit, Symbolik und Kultus angepaßt werden sollten, löste Anfang des 18. Jahrhunderts den „Ritenstreit“ in der Kurie aus. Der Konflikt hatte schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschwelt und erledigte sich mit der Aufhebung des Jesuitenordens in der siebten und achten Dekade des 18. Jahrhunderts von selbst. Der Versuch der Jesuiten war nicht erfolgreich. Zum einen setzten sich ihre Gegner, die Franziskaner und die Dominikaner, mit ihrer Vorstellung, der christliche Glaube sei nur in der reinen, europäischen Begrifflichkeit und Symbolik vermittelbar, vor der Kurie durch. Zum andern wurde auch im Modell der Jesuiten die Interessendivergenz zwischen europäischen Missionaren und der Intelligenz fremder Kulturen offenkundig. Wo die Europäer glaubten, Gotteserkenntnis durch wissenschaftlich-technische Leistungen zu offenbaren, so etwa

am Hof des Mandschu-Kaisers Kang Xi (1662–1722), interessierten sich die Anderen viel mehr für Wissenschaft und Technik. Auch in Kanada, wo die Jesuiten eine zentrale Mittlerrolle im Pelzhandel inne hatten, nahmen die Indianer die Missionstätigkeit in Kauf und aus Höflichkeit und Berechnung an kultischen Handlungen teil, recht eigentlich aber interessierten sie sich für Werkzeuge, Waffen, Textilien und ihre handwerkliche Herstellung, Wartung und Reparatur.

Die Mission, die auf die Inkulturierung der Missionierten setzte, hatte es noch schwerer. Gerade in den Bewohnern der Neuen Welt sah sie naive Kinder, die das Rohmaterial für einen besseren Christen, einen „neuen“ Menschen abgeben konnten. Bewußt oder unbewußt förderte diese Mission die geistige und gesellschaftliche Ausgrenzung dieser Neuchristen. In diesem Phänomen waren sich protestantische und katholische Mission gleich. Die mit der Ghettoisierung der christianisierten Indianer verbundene häufige „Rückfälligkeit“, d. h. die Rückkehr von Konvertiten aus christlichen – isolierten – Indianersiedlungen in noch unabhängige indianische Nationen und zu deren Kultur, verschärfte noch die Stigmatisierung dieser neuchristlichen Konkurrenten im Daseinskampf der europäischen Kolonien. Die christianisierten und europäisierten Indianer wurden und blieben Randgruppen. Diese Ghetto-Indianer – und viele der frühen Reservate gehörten zu den tristesten Ghettos und sind es zum Teil bis heute geblieben – förderten gewiß den unter dem Einfluß der Aufklärung aufkommenden Rassismus.

Viel gravierender für diese Entwicklung war jedoch, daß die europäischen Entdecker und Eroberer mit einem klaren Bild des Exotischen, das es zu entdecken galt, ausfuhren. Es speiste sich aus antiken Traditionen, denen im Mittelalter Fiktion und Wirklichkeit aus Reiseberichten hinzugefügt wurde. Wesentliche Bestandteile waren die Wunder Asiens und sein Reichtum sowie wilde Menschen, Monster und Mischwesen am Rande der zivilisierten Welt. Die Wunder Asiens fand man, ohne fabulieren zu müssen. Freilich sah man ganz besonders in China, verklärt durch die mittelalterliche europäische Erfahrung des Yüan-China unter Kubilai Chan, eine perfekt und weise geordnete Gegenwelt zu Europa und drang nur langsam zu den ganz anders gelagerten, aber eben auch massiven politischen, sozialen und kulturellen Problemen des Riesenreichs vor. Ganz anders war es mit der Neuen Welt, als man erkannte, daß es sich um einen bislang nicht bewußt wahrgenommenen und wahrscheinlich von der übrigen Welt abgeschiedenen Kontinent handelte. Immer wieder tauchen in frühen Augenzeugenberichten Mischwesen und Monster in Menschengestalt



auf, die das geistige Auge des Betrachters gesichtet hatte. Als man vertrauter wurde mit dem neuen Land und immer mehr Europäer es durchdrangen, ernüchterte sich der Blick, und das einzige Fabelwesen, das man wirklich fand, waren Kannibalen. Nicht die Zivilisation der Azteken, nicht die Inka-Kultur oder die Kulturleistungen der Chibcha oder der Maya wurden zum Sinnbild für den neuen Kontinent Amerika, sondern die fast nackte Kannibalin. Wenn auch dem gelehrten Europa durchaus differenzierte Erkenntnisquellen zu den neu entdeckten Kulturen zur Verfügung standen, im Massenmedium der Zeit, im Bild, wurde Amerika zur Heimat des menschenfressenden wilden Mannes. Für die mittleren Bildungsschichten standen Schauergeschichten aus in häufiger Auflage erscheinenden Brasilienberichten, zum Teil in Kosmographien enthalten, zur Verfügung. Ähnlich erging es Afrika, das zur Heimat des an sich schon durch sein Aussehen stigmatisierten, schwarzen Wilden wurde – ja in mancher Allegorie waren Afrika und Amerika nicht voneinander zu unterscheiden. Als im Asienbild genau die Momente, die anfänglich unter dem Eindruck der politischen Idee des Absolutismus positiv gesehen wurden, aufgrund der politischen Neuorientierung der Aufklärung hin zum gewaltenteiligen Staat zum negativen Despotismus wurden, hatte auch Asien seinen positiven Nimbus verloren. Sicherlich sind dies nur ganz äußerliche Anzeichen für eine tiefgründige geistige Entwicklung in Europa, der Entstehung des Rassismus als Ideologie im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts. Zweifelsohne gab es Rassismus der Sache nach auch in der frühen Neuzeit, aber er speiste sich aus einer nicht europaspezifischen Ideologie, der hauptsächlich moralisch-ethische Maßstäbe zugrunde lagen: dem Kulturzentrismus. Aus der naturwissenschaftlichen Beobachtung von Äußerlichkeiten in der Aufklärung und dem wachsenden übersteigerten Selbstbewußtsein in europäischen Gelehrtenkreisen erwuchsen die Grundsätze eines stringenten Denksystems, das zunächst die Ethnien außerhalb Europas biologisch-genetisch ausgrenzte und schließlich in einer Hierarchie der Rassen mündete, an deren Spitze die Mehrheitsgruppe des Staatsvolks im bürgerlichen Nationalstaat stand.

Niemand wird heute mehr begründet an eine quasi-naturgesetzliche historische Entwicklung glauben können; deshalb griffen die Autoren dieses Bandes gerne die Idee von Thomas Schleich auf, Besonderheiten in dem langen Begegnungsprozeß von Europäern mit überseeischen Ethnien in der frühen Neuzeit aus ihrer Forschungsarbeit darzustellen. Die Beiträge können zusammen den gesamten Prozeß der

frühneuzeitlichen Kulturbeziehungen nicht annähernd vollständig erhellen; das ist auch nicht ihre Absicht. Vielmehr wollen sie Einzelphänomene zum Teil schlaglichtartig, zum Teil in größeren Zusammenhängen vorstellen. Es war auch unser Anliegen, visuelle Eindrücke von Zeitgenossen mit einzubinden, daher wurden die Texte mit kommentierten Bildquellen ergänzt. Die Autoren der Beiträge sind der wissenschaftlichen Arbeit und dem Wirken von Eberhard Schmitt, dem dieser Band gewidmet ist, verpflichtet und dankbar, einige sind seine Schüler. Insbesondere die von ihm herausgegebene Edition „Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion“ ist ein wertvoller Fundus, aber auch voller Anregungen. Auch diese Einleitung verdankt zentrale Gedanken und Erkenntnisse seinen Publikationen.

Bamberg, im Dezember 1991

Für die Herausgeber  
Thomas Beck

### *Deutschsprachige Literaturauswahl*

- Beck, Th.: Rassismus als Problemlösungsstrategie. Die ideologische Bewältigung indianisch-europäischer Konflikte im frühen Neu-England. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 10. Bamberg 1991.
- Bitterli, U.: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München 1976. Ndr. München 1991.
- Ders.: Alte Welt – Neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. München 1986.
- Ders.: Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt. München 1991.
- Ders. u. E. Schmitt (Hrsg.): Die Kenntnis beider 'Indien' im frühneuzeitlichen Europa. Akten der Zweiten Sektion des 37. deutschen Historikertags in Bamberg 1988. München 1991.
- Demel, W.: Als Fremde in China. Im Druck.
- Ders.: Ansichten vom Reich des Himmelssohnes. Im Druck.
- Engl, L. u. Th.: Glanz und Untergang des Inkareiches. München 1981.
- Enzensberger, H.M. (Hrsg.): Bartolomé de Las Casas Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder. Frankfurt 1981.
- Everaert, J.G.: Der westliche Seehandel mit China in der Zeit des Isolatismus (ca. 1520–1842). Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 6. Bamberg 1990.
- Förster, S.: Handelsmonopol und Territorialherrschaft. Die Krise der East India Company, 1784–1813. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 9. Bamberg 1991.

- Ders.: Die mächtigen Krallen des britischen Löwen. Im Druck.
- Forster, R.: Erscheinungsformen der Plantagensklaverei im 18. Jahrhundert. Ein Strukturvergleich zwischen Virginia und Saint Domingue. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 7. Bamberg 1990.
- Gewecke, F.: Wie die neue Welt in die alte kam. Stuttgart 1986.
- Johnson, W. W.: Cortez. Die Eroberung und Zerstörung des Aztekenreiches. Wiesbaden 1979.
- Klöss, E.: Die Herren der Welt. Die Entstehung des Kolonialismus in Europa. Köln 1985.
- Konetzke, R.: Süd- und Mittelamerika I: Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft. Frankfurt 1985. Ndr. Frankfurt 1990.
- Lopes-Hanenberg, M.: Africa. Eine neue Welt in deutschen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Im Druck.
- Menninger, A.: Die Kannibalin Amerika. Zur Rezeption eines Bild-Topos in den Erdteilallegorien Jost Amanns und Hans Weigels (1577). Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 11. Bamberg 1991.
- Nebenzahl, K.: Der Kolumbus Atlas. Karten aus der Frühzeit der Entdeckungreisen. Braunschweig 1990.
- Parry, J. H.: Das Zeitalter der Entdeckungen. München 1978.
- Pietschmann, H.: Die staatliche Organisation des kolonialen Iberoamerika. Stuttgart 1980.
- Ders.: Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas. Münster 1980.
- Ders.: Aufbau und Entwicklung der staatlichen Organisation des kolonialen Hispanoamerikas. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 3. Bamberg 1989.
- Ptak, R.: Portugals Wirken in Übersee. Atlantik, Afrika, Asien. Bammatal/Heidelberg 1985.
- Ders.: Pferde auf See. Chinas Pferdeimporte von den Riukiu-Inseln und den Ländern Südostasiens u. d. Indischen Ozeans (1368–1435). Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 8. Bamberg 1991.
- Ders.: Die chinesische maritime Expansion im 14. und 15. Jahrhundert. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 14 (im Druck).
- Reinhard, W.: Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 1: Die alte Welt bis 1818. Stuttgart 1983. Bd. 2: Die neue Welt. Stuttgart 1985.
- Rothermund, D.: Europa und Asien im Zeitalter des Merkantilismus. Darmstadt 1978.
- Salentiny, F.: Aufstieg und Fall des portugiesischen Imperiums. Wien 1977.
- Schmitt, E. (Hrsg.): Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 1: Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. München 1986. Bd. 2: Die großen Entdeckungen. München 1984. Bd. 3: Der Aufbau der Kolonialreiche. München 1987. Bd. 4: Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche. München 1988.
- Ders., Th. Schleich u. Th. Beck (Hrsg.): Kaufleute als Kolonialherren. Die

- Handelswelt der Niederländer vom Kap der Guten Hoffnung bis Nagasaki, 1600–1800. Bamberg 1988. (Schriften der Universitätsbibliothek Bamberg 6.)
- Schmitt, E., Th. Schleich u. Th. Beck (Hrsg.): Die Anfänge der europäischen Expansion. Idstein 1991.
- Ders.: Atlantische Expansion und maritime Indienfahrt im 16. Jahrhundert. Kleine Beiträge zur europäischen Überseegeschichte 13 (im Druck).
- Todorov, T.: Die Eroberung Amerikas. Das Problem der Anderen. Frankfurt a.M. 1985.
- Wallerstein, I.: Das moderne Weltsystem. Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1986.
- Wolf, E.R.: Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400. Frankfurt a.M.–New York 1986.